Deutsch-polnische Grenzprobleme im Mittelalter

Einleitungsreferat
von Gotthold Rhode

Als Owen Lattimore auf dem X. Internationalen Historikertag in Rom 1955 einen der einleitenden Grundsatzvorträge mit dem Titel: „The Frontier in History" hielt, da erwarteten sicher zahlreiche polnische und deutsche Teilnehmer, daß er unter seinen Beispielen auch die Veränderungen der Grenzen zwischen Polen und Deutschen in aller Ausführlichkeit nennen werde. Schließlich haben mehrere politisch wie kulturell hervorragende Länder nur wenig Bemerkenswertes in dieser Hinsicht zu bieten – denken wir nur an Spanien, Italien, Großbritannien und Dänemark. Sie alle haben ja zu einem großen Teil Küstengrenzen, Grenzen, die man gern „natürlich" nennt, obwohl diese Bezeichnung nicht ganz problemlos ist.

Im mittel- und osteuropäischen Bereich dagegen häufen sich, wie wir alle wissen, die Probleme der Grenzentwicklung. Jedoch, diese Erwartungen wurden enttäuscht.

Nach einigen grundsätzlichen Betrachtungen, die vor allem auf Erscheinungen der Vor- und Frühgeschichte basierten, – über Grenzen primitiver Gesellschaften, sozusagen als Grenzen des notwendigen Lebensraumes, wie ihn auch Tiergruppen brauchen, um überleben zu können[1] – ging Lattimore zunächst auf den Wandel der Bedeutung von „natürlichen" Grenzen in der neuesten Zeit ein und entwickelte dann die Unterschiede zwischen dynamischen und statischen Grenzen vor allem am Beispiel des Imperium Romanum und des chinesischen Reiches. Die deutschen Grenzen wurden dabei nur einmal erwähnt, und zwar mit dem nur teilweise richtigen Satz, daß ihre Ostausdehnung gegenüber den Slawen nicht nur eine Folge der militärischen Überlegenheit war, sondern auch ein Ergebnis des größeren Geschicks, die eroberten Gebiete auch wirtschaftlich zu integrieren, und zwar mit Hilfe der Flüsse (die doch in Wirklichkeit kaum benutzt werden konnten, da sie meist quer oder schräg zur Expansionsrichtung flossen) und der Ostseehäfen; diese Tatsache habe die Transformation einer alten „Grenze des Ausschlusses" in eine neue „Grenze des Einbeziehens" bewirkt.[2]

Wie bei einem Amerikaner verständlich, bezog Lattimore sich abschließend auf das epochemachende Werk von Frederic J. Turner: The Significance of the Frontier in American History von 1893. Dessen Theorie besagte ja, daß das Grenzerleben den nach Amerika eingewanderten Europäer so umgeformt und geprägt habe, daß ein ganz neuer und anderer Menschentyp, eben der Amerikaner, entstanden sei.

Das Faktum, daß hier bei einer repräsentativen Veranstaltung internationaler Geschichtswissenschaft nicht Europa, sondern China im Mittelpunkt stand, müßte nachdenklich stimmen.

Zeigte es doch,

1. daß die ganze deutsch-polnische Diskussion zum Grenzproblem von einem der füh-

---

[1] Der wilde Truthahn braucht nach Lattimore's Mitteilung 1200 acres, also rd. 500 ha oder 5 km² Lebensraum oder besser „Überlebensraum", den er gegen andere Truthähne abgrenzen und verteidigen muß, um überleben zu können.

Da die Vortragsform des Manuskripts beibehalten wird, werden nur Belege für Zitate gegeben. Auf ein Literaturverzeichnis muß verzichtet werden, zumal es keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit erheben könnte.

[2] Comitato Internazionale di Scienze Storiche, X. Congresso Internazionale, 4.–11. 9. 1955, Relazioni, vol. I, Florenz 1955, S. 107–138, hier S. 132–133.

renden amerikanischen Historiker gar nicht bemerkt oder jedenfalls nicht zur Kenntnis genommen worden war,

2. daß Fragen, die dem Mitteleuropäer als außerordentlich wichtig erscheinen, wie die Verschiebung der Grenze gegenüber den Elb- und Ostseeslawen, aus der Entfernung der Vereinigten Staaten zu einem Problem minderen Ranges zusammenschmelzen, nur wert, gerade mit einem Satz beiläufig erwähnt zu werden,

3. Gleichzeitig bestätigte sich wieder eine Erfahrung, die Lattimore selbst wiederholte:[3] wenn Quellen für den Historiker in so zahlreichen verschiedenen Sprachen vorliegen, tendiert er dazu, sprachgebunden zu sein und sich bei Beispielen auf seinen eigenen Interessenbereich zu konzentrieren. Im deutsch-polnischen Verhältnis ist es inzwischen zwar nicht mehr die Regel, daß man die Publikationen der anderen Seite überhaupt nicht oder nur sehr wenig beachtet, aber von einer regelmäßigen, systematischen und intensiven Kenntnisnahme kann doch auch noch nicht die Rede sein. Freilich, das gilt anderswo auch: Bei meinen Arbeiten über die Ostgrenze Polens habe ich gefunden, daß die polnischen Historiker das rumänische Schrifttum kaum kannten und daß für die rumänischen Historiker das gleiche bezüglich des polnischen Schrifttums galt. Olgierd Górka war wohl der erste polnische Historiker, der konsequent rumänische Literatur heranzog.

Aus diesen Erfahrungen und Überlegungen lassen sich einige Feststellungen ableiten, die im ersten Teil kurz ausgeführt werden sollen, nämlich:

1. Die Notwendigkeit, deutsch-polnische Grenzprobleme nicht nur der Neuzeit, sondern auch des Mittelalters in einem größeren Zusammenhang zu sehen und sie aus der beiderseitigen Isolierung herauszuführen, die nur sich selbst und den als Gegner oder gar als Feind betrachteten Partner zu sehen imstande ist.

2. Die Notwendigkeit, die geographischen Vorbedingungen zu berücksichtigen, ohne daß dabei aber einer geopolitischen, die Entwicklung überwiegend oder gar völlig aus geographischen Gegebenheiten erklärenden Betrachtungsweise das Wort geredet werden soll.

3. Die Notwendigkeit, die wirtschaftlichen und kulturellen Begleiterscheinungen nicht völlig gegenüber den politischen und rechtlichen Fakten zurücktreten zu lassen und sie zumindest im Auge zu behalten.

Daraus sind dann einige Schlußfolgerungen zu ziehen, die auch mit dem Verhältnis Pommerns und Schlesiens zu Polen und zum Deutschen Reich in Verbindung stehen.

Im zweiten Teil kann ich dann nur skizzenhaft und kursorisch vorzutragen versuchen, was nach dem Konferenzplan Herbert Ludats Anteil sein sollte, nämlich die Fragen des Verhältnisses zwischen dem Deutschen Reich und Polen. Dieser Beitrag wird ja aber ausführlich von Herrn Kollegen Labuda geleistet. Dabei möchte ich den mir wichtig erscheinenden kirchlichen Aspekt nicht außer acht lassen.

I.

1. Zunächst die Frage des größeren Zusammenhangs:

In der deutschen wie in der polnischen Historiographie, insbesondere aber in der populären Darstellung, überwog lange Zeit neben der Schwarz-Weiß-Zeichnung – auf der einen Seite war die deutsche Ostkolonisation eine „Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter"[4], auf der anderen dagegen eine Unglück bringende Überfremdung – völlig die isolierte Betrachtung der deutschen Ostbewegung gegenüber Elbslawen, Ostseeslawen und Polen und ihre Abwehr beziehungsweise Abbremsung durch polnische Gegenbewegung beziehungsweise mannhafte Verteidigung.

[3] Wie oben, S. 130, Mitte.

[4] So lautete der Untertitel der Schrift von Karl Hampe: „Der Zug nach dem Osten", die von 1921 bis 1939 fünf Auflagen erlebte.

Demgegenüber ist daran zu erinnern, daß es eine deutsche Ostbewegung zum Teil früher, aber auch gleichzeitig ebenso gegenüber den Ungarn und den Tschechen, und, zwar etwas später, aber durchaus noch in der Zeit der deutsch-polnischen Auseinandersetzungen im Mittelalter, gegenüber den drei baltischen Völkern der Letten, Liven und Litauer, und, wiederum etwas später, auch gegenüber den Esten gegeben hat.

Dazu einige Bemerkungen, die eigentlich nur Bekanntes wiederholen, aber eben doch Bekanntes, das oft vergessen wird.

Die früheste deutsche Ostbewegung vollzieht sich ja schon im 9. Jahrhundert, noch zur Zeit Ludwigs des Frommen und Ludwigs des Deutschen, im pannonischen Raum und in Kärnten, teilweise nur durch Herrschaftsausübung – deutsche Grafen in Karantanien seit 823, 840 Lehnsübertragung des Landes zwischen Drau und Raab an den Slawenfürsten Pribina –, teilweise durch Siedlung sowohl in Kärnten wie im westlichen Pannonien, wo wir 860 rund zehn deutsche Ortsnamen kennen, von Orten, die größtenteils nicht mehr lokalisiert werden können. Für die Zeit nach 796 berichtet die Conversio Bagoariorum[5] von gleichzeitiger bajuwarischer und slawischer Siedlung in Pannonien: „Coeperunt populi sive Sclavi vel Bagoarii inhabitare terram, unde illi expulsi sunt Huni, et multiplicari". All das ging im Ungarnsturm unter, aber aus der Abwehr ebendieser Ungarn ist doch wohl nicht zuletzt die Aktivität der beiden ersten Sachsenkönige Heinrich I. und Otto I. auch gegenüber den Slawen im Norden zu erklären. Sie erstrebte eine aktive Sicherung der Grenzlinie und der Handelsplätze durch ein neues System von Marken und war ein Versuch, die Christianisierung durch ein entsprechendes System von Bistümern zu fördern und zu verankern, nicht nur durch Gründung einzelner Kirchen.

Zwischen der Schlacht auf dem Lechfeld 955 und der ersten Nachricht Widukinds v. Corvey über Mieszko aus dem Jahre 963 liegen nur acht Jahre. Es handelt sich um den gleichen deutschen König Otto I., der inzwischen zum Kaiser gekrönt wurde, aber in den Längsschnitten durch die deutsch-ungarischen und deutsch-polnischen Beziehungen scheint es fast so, als handele es sich um zwei verschiedene Welten und Zeitalter.

Der Abfall Herzog Boleslavs v. Böhmen vom Christentum mit der gleichzeitigen Ermordung seines Bruders, des Heiligen Wenzel, im Jahre 935 mußte auch angesichts der Ungarngefahr zu dem verständlichen Wunsch führen, in Böhmen einen zuverlässigen christlichen Verbündeten zu haben.

Weiterhin ist es ein nicht nur im deutschen Osten zu findendes Bestreben, eine „passive" Grenze der Abschließung, die nur an bestimmten Punkten vom Handel überschritten werden kann, deren Verteidigung aber einige Menschenkräfte und Mittel erfordert, in eine „aktive" Grenze umzuwandeln, jenseits von der man zunächst Abhängigkeiten errichtet und festigt. Der Weg geht zunächst über die Tributzahlung, dann zur Unterstellung mit bestimmten Pflichten, ohne daß diese Unterstellung unbedingt ein klares Lehnsverhältnis sein muß. Dann folgen Infiltration durch Handel und Siedlung, schließlich rechtliche und kulturelle Angleichung, also Integration, wobei die Grenze jeweils ganz verschiedene Funktionen hat.

Außer in der deutschen Geschichte vom 9. bis zum 14. Jahrhundert findet man durchaus Vergleichbares, natürlich nicht das exakt Gleiche, in der polnischen Politik gegenüber Rotreußen, der Moldau, gegenüber Litauen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, in der russischen Haltung gegenüber den Finnen, den Tataren und den sibirischen Stämmen vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, in den dänischen Kreuzzügen gegen Estland im 13. Jahrhundert, den schwedischen gegen Finnland im 12. u. 13. Jahrhundert mit nachfolgender schwedischer Siedlung und schwedischer Oberschicht, um nur einige besonders hervor-

[5] De Conversione Bagoariorum et Carantanorum libellus. In: MGH, SS Bd. XI, Hannover 1854, Neudruck 1925, S. 11.

stechende Beispiele zu nennen. Dabei sind die Entfernungen, die im Laufe der Jahrhunderte von der reinen Machtausdehnung überwunden werden, im Falle der polnischen und erst recht der russischen Entwicklung ungleich imposanter als im Falle der deutschen. Von Magdeburg bis Schwiebus – d. h. bis zum am weitesten im Westen gelegenen Punkt unmittelbarer deutscher Machtausdehnung –, sind es rund 300 km, von der Unterelbe bis zur ostpreußischen Grenzwildnis rund 750 km. Von Lublin bis nach Vjaz'ma, wohin die polnisch-litauische Macht reichte, sind es aber 900, von Przemyśl am San bis nach Ostpodolien, d. h. an den oberen ukrainischen Bug, auch noch 600 km.

Bei der russischen Ostbewegung in Europa sind es ähnliche Dimensionen. Die Entfernung von Kiew nach Moskau beträgt 700 km, von Moskau nach Astrachan sind es sogar 1 500 km, von Moskau nach Solikamsk, noch diesseits des Ural, 1 300 km. Die asiatische Ausdehnung zeigte noch viel größere Entfernungen, aber sie soll hier wegen der Andersartigkeit nicht mehr zum Vergleich herangezogen werden.

Natürlich bin ich mir dessen bewußt, daß alle diese Vergleiche hinken, und daß man die Gefahr, durch Vergleiche oberflächlich statt tiefgründig zu werden, möglichst vermeiden soll.

Aber sobald man den Blick auf andere Abläufe lenkt, die natürlich nicht gleichzeitig verlaufen und nicht gleiche, sondern nur vergleichbare Phasen aufweisen, entgeht man doch wieder der gewiß auch nicht geringen Gefahr, daß man durch ständige Vertiefung schließlich den Überblick verliert, sich in Einzelfragen festbeißt und den Partner mit sozusagen dämonischen Zügen ausstattet, wie der Dichter Stefan Żeromski in seinem großen Roman „Wiatr od morza" (Wind vom Meere her)[6] im „Smętek" einen bösen Geist des erobernden, hinterlistigen, hochmütigen Deutschen erfand, der an allem Übel schuld war.

In der russischen Nationaloper „Ein Leben für den Zaren" oder „Ivan Sussanin" ist dagegen die polnische szlachta gemeint, wenn vom „prokljatyj vrag", dem „verfluchten Feind" gesungen wird.

Ein viele Strophen langes russisches Volkslied, das ich im Museum im Hauptturm von Pleskau (Pskov) wiedergegeben fand,[7] beginnt mit den Worten: „Stjepan, Stjepan, korol' ty pol'skij, sobaka chana krymskogo" (Stefan, Stefan, du Polenkönig, du Hund des Krimtatarenchans) während man doch in der polnischen Geschichtsschreibung gewohnt ist, König Stefan Batory und den Krongroßhetman Jan Zamoyski vor Pleskau im Winter 1581/82 zumindest nicht negativ zu bewerten, ihn vielmehr, wie in einem berühmten Bilde des Historien- und Schlachtenmalers Jan Matejko, als Helden zu feiern. Wird man dabei nicht auch an die Idealisierung der heldenhaften Verteidiger von Glogau in Schlesien gegen die Übermacht von Heinrich V. im Jahre 1109 erinnert, die uns Gallus Anonymus[8] schildert?

---

[6] Die Erstausgabe erschien 1922, wohl nicht unbeeinflußt durch die Abstimmungskampagne in Masuren 1920, an der Ż. aktiv teilgenommen hatte.
S. dazu meinen Aufsatz: Das Bild d. Deutschen im polnischen Roman des 19. und beginnenden 20. Jh's. und das polnische Nationalgefühl. In: Ostdeutsche Wissenschaft VIII, 1961, S. 327–366, hier S. 355–356.

[7] Das mündlich überlieferte Gedicht wurde Anfang des 20. Jh's von dem Lehrer Mataljunov aus der Erinnerung des Bauern Dimitrij Timofeev aus dem Dorf Suda im Kreis Vyšogorsk aufgezeichnet. Gedruckt in der Zeitschrift Živaja Starina, Jg. 15, 1906, Heft 3, Abt. 2, S. 129–130.

[8] Galli Anonymi Cronica etc. in MPH, nova series II. Krakau 1952, S. 133–138. Literarisch hat der fruchtbarste polnische Schriftsteller, J. J. Kraszewski die Belagerung von Glogau in seinem Roman „Königssöhne" (Królewscy Synowie) auf fast 40 Seiten verarbeitet. 1952 erschien ein Neudruck des ganzen Romans, außerdem aber auch eine Beschreibung der Belagerung Glogaus im Auszug.

Leider kann ich kein Chinesisch, so daß ich nicht feststellen kann, wie in der chinesischen Geschichtsschreibung der Vertrag von Nerčinsk von 1689 beurteilt wird, den die Regentin Sofie, die Schwester Peters d. Gr., einen der günstigsten Verträge nannte, den die Zaren je abgeschlossen hatten und der auch in der neuesten sowjetischen Literatur nicht etwa als negative Etappe einer grundsätzlich verdammenswerten Expansion an den Pazifik gewertet wird. Da er ja aber auch ein für China ungünstiger Vertrag war wie später die „ungleichen Verträge" zwischen dem russischen Kaiserreich und China, dürfte die chinesische Bewertung gewiß nicht positiv ausfallen.

Hält man sich diese Vergleiche vor Augen, so ist man zumindest davor bewahrt, die deutsch-polnischen Grenzprobleme faktisch oder moralisch überzubewerten und die eigene Seite jeweils nur in einer grundsätzlich positiven Rolle zu sehen. Dabei wäre es allerdings ganz falsch und unhistorisch, wollte man versuchen, in allen diesen Bewegungen nach Osten hin einen gewissen Mechanismus zu sehen, so als ob ein von Westen kommender Anstoß, der dann von dem westlichsten Land oder Staat, von Frankreich hätte ausgehen müssen, den jeweils nächsten nach Osten in Bewegung gesetzt hätte, so daß sich diese Bewegung gewissermaßen automatisch fortpflanzte. Wir hören z. B. nicht das geringste aus den Quellen darüber, daß Kasimir d. Gr. die sich in mehreren Etappen vollziehende Gewinnung von Halič-Vladimir, des späteren Rotreußen (Ruś Czerwona), zwischen 1340 und 1366 irgendwie als Ausgleich für den Verlust Schlesiens nach den Verträgen von Trentschin betrachtet hätte. Nur für die unmittelbaren Aktionen in Halič-Vladimir im Jahre 1340 spielten die mit Karl Robert v. Ungarn getroffenen Erbvereinbarungen von Višegrád 1339 bezüglich des gemeinsamen Vorgehens der bisher in Rivalität auftretenden Polen und Ungarn eine Rolle.

2) Nun die Frage der geographischen Voraussetzungen.

Betrachtet man die physische Karte Ostmitteleuropas und versucht man zugleich, sich den Naturzustand für das 9. und 10. Jahrhundert lebhaft vorzustellen, so wie das Otto Schlüter auf seiner Urlandschaftskarte getan hat, dann wird deutlich, wie unterschiedlich Ausgangssituation und Möglichkeiten waren. Die deutsche Ostbewegung hatte vier geographisch sehr unterschiedliche Räume vor sich, die von Süd nach Nord fortschreitend folgendermaßen knapp gekennzeichnet werden können:

1. Die Ostalpen mit ihren meist von West nach Ost verlaufenden Tälern, u. a. dem Drau-Tal, und nördlich abschließend das Donau-Tal als große, nach Südosten verlaufende Leitlinie, den Verkehr in besonderer Weise begünstigend. Im weiteren Vorfeld dann die großen Flächen der Pannonischen Tiefebene, abgegrenzt freilich durch Neusiedler See und Plattensee, während die sanften Mittelgebirge kaum ein Hindernis darstellen konnten.

2. Die durch ihren Verlauf von Südwest nach Nordost und durch ihren unwegsamen Gesamtcharakter einer Wanderung größerer Gruppen und auch nur Handelsverbindungen hemmend im Wege stehenden Mittelgebirgszüge des Böhmerwaldes und des Bayrischen Waldes mit ganz wenigen, leicht zu sichernden Durchlässen.

Weniger hemmend dann schon Fichtelgebirge und Erzgebirge mit der Senke des Egertales als sich anbietendem Weg von West nach Ost.

3. Die im wesentlichen ebenen, nur durch niedrige Gebirgszüge unterbrochenen Gebiete des Sorbenlandes, und schließlich die Norddeutsche Tiefebene, in der freilich der große Flußlauf der Elbe jeder Bewegung zunächst einmal hemmend im Wege stand, und in dem die Wälder und Sümpfe einer raschen Bewegung insgesamt hinderlich waren.

4. Das unmittelbare Küstengebiet an der Ostsee und die Ostsee selbst, mit deren Hilfe sich der langwierige und beschwerliche Landweg überflügeln ließ. Im westlichen Teil der Ostsee Flußmündungen wie die der Trave und der Warnow, die günstige Voraussetzun-

gen für Hafenstädte boten, ganz im Gegensatz zu der für Häfen wenig geeigneten Küste zwischen Odermündung und Weichselmündung.

Diese Unterschiedlichkeit von vier geographisch sehr verschiedenen Bereichen, die wiederum zudem in sich differenziert waren, bewirkte, daß die allgemeine Bewegung nach Osten hinein in verschiedenartige Ströme zerlegt wurde. Streckenweise wirkte die Gunst der geographischen Bedingungen fördernd und bot geradezu Anreize, zum Beispiel die sich anbietenden Wasserwege, streckenweise wirkte sie hemmend, vor allem durch die schwer zu durchdringenden Waldgebirge, die ja ohnehin beiderseitig Grenzschutzfunktionen hatten, und durch die nur an wenigen Stellen gut passierbaren Flußniederungen, die im Norden eben durchweg quer zur West-Ostbewegung verliefen.

Im Alpenbereich war es nur natürlich, daß die von Westen nach Osten verlaufenden Täler, insbesondere der Donau und der Drau, das Vorrücken von Herrschaft und Siedlung an ihnen entlang begünstigten, zumindest soweit, bis der Austritt in die große Pannonische Tiefebene beide vor ganz neue, andere Bedingungen der Herrschaftsausübung und Siedlung stellten. Es ist erstaunlich, wie rasch sich der Schwerpunkt für den Handel an der Donau entlang, der 805 nach dem Diedenhofener Capitular in Regensburg lag, nach Raffelstetten an der Enns verschiebt, wo er nur 100 Jahre später, 906 genannt wird, und wie rasch dann einerseits Wien und am anderen Ufer Prezlausburg – Preßburg erreicht werden.

Bei Böhmen wieder, dieser großen Naturfestung mit den wenigen bequemen Zugängen bei Taus und im Tal der Eger und dem der Elbe, war ein schrittweises, allmähliches Vorgehen auf dem Weg der Marken mit Abhängigkeit und Siedlung ganz unzweckmäßig. Hier konnte es immer nur darum gehen, daß das ganze Land in verschieden intensiver Abhängigkeit vom deutschen König stand oder diesem ganz trotzte, wenn nicht, wie durch Bolesław I. 1002 von Polen geschehen, die Verbindung von Norden her versucht wurde, ein Versuch, der ja sowohl zur Hussitenzeit wie nach dem Tod Georg v. Podiebrads mit der Wahl von Władysław, dem ältesten, 15jährigen Sohn von Kasimir IV. dem Jagiellonen, 1471 wiederholt wurde, freilich friedlich und deshalb von längerer Dauer.

Grenzstreitigkeiten konnten – vom Egerland abgesehen – bei der klaren Abgrenzung durch ziemlich hohe, vor allem aber unwegsame Gebirge mit klar erkennbaren Kämmen gar nicht erst entstehen, und die Besiedelung der Grenzwälder erst auf der westlichen bzw. nördlichen Seite, dann nach Überschreiten der Kämme auch auf der östlichen und südlichen, vollzog sich so unbemerkt und quellenmäßig so selten dokumentiert, daß Bertold Bretholz seine „Restgermanentheorie" aufstellen konnte, also behauptete, daß die Deutschen in Böhmen nicht Neusiedler, sondern Nachkommen der Markomannen und Quaden seien. Diese Theorie spukt immer noch in manchen Köpfen herum, obwohl sie kein ernsthafter Historiker auch nur zu diskutieren bereit ist.

Überspringen wir nun zunächst den Bereich zwischen Erzgebirge und Elbmündung, so ergibt sich entlang der Ostseeküste bei den wenigen günstigen Naturhäfen, die die südliche Ostseeküste bietet, wiederum ziemlich logisch die Entwicklung, daß der deutsche Kaufmann aus Bremen und Lübeck nun umgekehrt den gleichen Weg geht wie früher die Wikinger, nämlich hinüber nach Gotland, aufs schwedische Festland, oder von Gotland weiter zu den günstigen Häfen der östlichen Ostseeküste. Hier kam der Anreiz hinzu, den der Fernhandel bis nach Rußland hinein bot, mit hohen Verdienstspannen und mit frühen Handelsverträgen, noch bevor im Oder-Warthe-Weichselraum die großen Fernhandelszentren ihre Ausstattung mit Magdeburgischem Recht erhielten. Daß das weit im Nordosten gelegene Riga 1201 erreicht wurde als Danzig noch gänzlich unbedeutend war, ist ein Ergebnis dieses Suchens nach der günstigen Gegenküste statt der wenig ertragreichen Fahrt an der hafenarmen Südküste entlang.

Dagegen bietet der Bereich zwischen Erzgebirge und Ostsee mit den quer oder schräg

zu der Ost-West-Bewegung verlaufenden Flüssen, die man wegen ihrer breiten Täler im Unterlauf und wegen ihrer Sumpfbereiche nur an bestimmten günstigen Punkten bequem überschreiten kann, mit der verhältnismäßig offenen Landschaft zwischen Saale und Mulde, aber den schwer passierbaren Wäldern und Sumpfgebieten Brandenburgs, Mecklenburgs und Pommerns, mit der vielfachen Kammerung in schwer übersehbare, nicht einfach zugängliche Kleinlandschaften und ihren Rückzugsmöglichkeiten sozusagen natürliche Anreize, sich des bequemer Zugänglichen zu bemächtigen. Das Übrige, demgegenüber nur der Auftrag der Bekehrung der Heiden besteht, läßt man dagegen lange Zeit sozusagen links liegen und nimmt es dann schrittweise in Besitz. Rückschläge wie den großen Slawenaufstand und den Abfall von 982 kann man dann ohne allzuviele Gegenmaßnahmen hinnehmen, da das wichtigere und wertvollere Sorbenland ja nicht betroffen ist.

Auch hier ist es wieder nicht ohne Logik, daß ein an der mittleren Warthe und an der Netze entstandener Staat einerseits den Weg die Oder hinunter zu nehmen sucht, so lange das nicht mit zu großen Widerständen und Unbequemlichkeiten verbunden ist, andererseits aber die Gewinnung viel fruchtbarerer, besser erschlossener und reicherer Gebiete an der Elbe anstrebt.

Wenn Gallus um 1115 über Bolesław Chrobry berichtet: „Indomitos vero tanta virtute Saxones edomuit, quod in flumine Sale in medio terre eorum meta ferrea fines Poloniae terminavit" (Die [bisher] ungezähmten Sachsen hat er [Bolesław I.] mit solcher Tapferkeit gezähmt, daß er im Flusse Saale, mitten in ihrem Gebiet, durch eine eiserne Säule die Grenzen Polens festlegte),[9] so ist doch wohl zu vermuten, daß hier nicht nur der große Vorfahr des gleichnamigen regierenden Fürsten gerühmt werden sollte, indem der Chronist eine Tat erdichtete, sondern daß auch Ansprüche angemeldet und tradiert werden sollten. Es ist nicht ohne Interesse, daß Johannes Długosz im 15. Jahrhundert dieses Festlegen der Grenzen durch Bolesław I. auch noch für Dniepr, Theiss und Ossa behauptet.[10] Für die Hartnäckigkeit der Legende zeugt die Tatsache, daß in den dreißiger Jahren im Militärgeographischen Institut in Warschau ein großes Wandgemälde der Maler Cybis und Zamojski angebracht war, das die von Gallus erfundene und von Długosz ausgeschmückte Szene phantasievoll darstellte, und daß die Polnische Presseagentur PAP am 11. Juli 1958 meldete, Überreste dieser Pfähle seien gefunden worden, nur merkwüdigerweise nicht an oder in der Saale, sondern an der Oder bei Frankfurt.[11] Es scheint nun recht müßig zu sein, einerseits Heinrich II. wegen der Abtretung der Lausitz und des Milzener Landes, und Otto III. wegen der Entlassung Bolesławs aus der Vasallität zu tadeln, wie es oft in der deutschen Geschichtsschreibung geschah, andererseits Bolesław I. als strahlenden Kriegshelden zu feiern und sozusagen als Wegweiser polnischer Politik anzusehen, denn schließlich gingen ja Lausitz und Milzener Land schon 13 Jahre nach dem Bautzener Frieden, im Jahre 1031, wieder verloren, und zwei Jahre später erfolgte der Verzicht auf die Königskrone, so daß das ganze Unternehmen doch eher eine Episode als Ausdruck eines beharrlichen politischen Strebens war.

Leichte Zugänglichkeit im sorbisch-meißnischen Bereich, das Fehlen eines mit Böh-

[9] Galli Anonymi Cronica (wie Anm. 8) S. 16–17. Zum ganzen Komplex s. meinen Aufsatz: die ehernen Grenzsäulen Bolesławs des Tapferen von Polen. Wege einer Legende. In: Jb. f. Gesch. Osteuropas, N. F. 8, 1960, S. 231–253.

[10] Joannis Dlugossii seu Longini Canonici Cracoviensis Historiae Polonicae libri XII, hrsg. von Ignacy Żegota-Pauli, Krakau 1873, Bd. I, S. 195/196, 204, 208/209, Neuausgabe. von J. Dąbrowski, Warschau 1964, S. 262, 271, 275.

[11] Eine Fotokopie des Wandgemäldes im Besitz des Verfassers,
Die Meldung der PAP vom 11. 7. wurde vom Pressedienst Ost-Dienst Nr. 56 vom 18. 7. 58 übernommen mit der Betonung, eine Delegation aus der S.B.Z. habe bei einem Besuch in Warschau nähere Angaben darüber gemacht.

men vergleichbaren natürlichen Zentrums, das zähe Festhalten der Liutizen und der übrigen Stämme am heidnischen Glauben bedingten im ganzen Gebiet zwischen Erzgebirge und Ostsee eine Rivalität des deutschen Machtstrebens einerseits und des polnischen Machtstrebens andererseits, die beide von jeder Dämonisierung oder Heroisierung befreit werden sollten. Die Naumburger Stifterfiguren der Markgräfin Uta und der Tochter Bolesławs Reglindis, die wahrscheinlich bisher falsch zugeordnet wurden, symbolisieren bildhaft den Ausgleich und die verwandtschaftlichen Beziehungen des polnischen Fürstenhauses zu deutschen Häusern, auf die ja Herbert Ludat häufig hingewiesen hat.

3. Probleme von Handel, Siedlung und Kultur.

Sie können hier nur gestreift werden. Sicher ist aber doch, daß ein reger Warenaustausch aus dem Deutschen Reich mit den heidnischen Gebieten der Elb- und Ostseeslawen nicht bestand, ebensowenig ein solcher aus Polen mit den Liutizen oder den Pomoranen.

Die Anreize, feste Handelsplätze zu errichten, an denen sich durch regen Austausch mit heidnischen Händlern, die den Wert ihrer eigenen Ware nicht kannten und bereit waren, wenig wertvolle Dinge in Zahlung zu nehmen, viel verdienen ließ, waren also gering. Daher läßt sich nicht feststellen, daß das erste polnische Interesse an Pommern, das mit der Beherrschung durch Bolesław I. endete, irgendwie wirtschaftlich bedingt war. Ebensowenig war es offenbar das zweite Interesse an Pommern zu Beginn des 12. Jahrhunderts, das die langwierigen erbitterten Kriege mit den Pomoranen und ihre schließliche Unterwerfung durch Bolesław III. zur Folge hatte. Jedenfalls hören wir bei dieser Gelegenheit nichts von Handelsstraßen oder Handelsplätzen.

Wartislaw mußte sich 1121 zur Unterwerfung, zu Annahme des Christentums und Tributzahlung bereitfinden, von Öffnung des Landes für den Handel aus Polen hören wir aber ebensowenig etwas wie von irgendeiner polnischen Siedlung oder auch nur von einer stärkeren Einflußnahme durch polnische Tributeinnehmer oder durch zur Kontrolle oder „Beratung" nach Stettin gesandte polnische Ritter.

Berücksichtigt man die Lehnsnahme für Pommern in Merseburg durch Bolesław III. 1135, die dortige Verpflichtung zu 6 000 Mark Tribut für 12 Jahre und die Tatsache, daß Pommern nicht dem polnischen Erzbistum Gnesen angegliedert wurde, so waren die langwierigen verlustreichen Eroberungskriege Bolesławs III. in Pommern eigentlich eine glatte Fehlinvestition, ohne einen anderen dauerhaften Erfolg als den eines Anspruches, dem Nachdruck zu verleihen bereits die Söhne nicht mehr imstande waren. Wirtschaftlich gesehen war die Eroberung ein Fehlschlag, für die Siedlung war sie offenbar unnötig, und zu einer kulturellen Einflußnahme war der damalige polnische Staat noch nicht in der Lage.

Aus dem Dargelegten ergeben sich einige Schlußfolgerungen:

1. Sobald man sich bemüht, die deutsch-polnischen Grenzprobleme in den größeren Zusammenhang einerseits der Grenzprobleme der gesamten deutschen Ostbewegung, andererseits auch in den der polnischen und russischen Bewegungen nach Osten hineinzustellen, dann verlieren die Auseinandersetzungen die Schärfe, die sie bei einer rein bilateralen Betrachtung leicht erhalten.[12] Gleichzeitig kann man sich von der Heroisierung und Dämonisierung des Geschehens viel leichter lösen, wenn man sieht, wieviele Ähnlichkeiten und Parallelen sich bei synchronischer wie diachronischer Betrachtung ergeben.
2. Vieles, was leicht der Tüchtigkeit oder der Unfähigkeit, dem Wagemut und der Zähigkeit oder dem Mangel an Initiative und Ausdauer zugeschrieben wird, ergibt sich aus geographischen Gegebenheiten und einer natürlichen Interessenlage, sowie aus einem zeitlichen Vorsprung.
3. Daß Deutsche und Polen an der Oder zusammentrafen, obwohl ja breite, von anderen slawischen Völkern bewohnte Zwischenbereiche zwischen ihnen lagen, war eher dem Zufall und der persönlichen Aktivität des Grafen Wichmann als einem naturgegebenen Interessengegensatz zuzuschreiben. Zufallsauseinandersetzungen der Frühzeit an der Oder, die uns Widukind von Corvey und Thietmar von Merseburg berichten, erhalten den Rang von wichtigen staatlichen Auseinandersetzungen. Die knappen Aussagen der Chronisten werden in ihrer Dürftigkeit ständig auf ihren Gehalt hin neu abgeklopft und überinterpretiert.
4. Dagegen liegen in der Lausitz und im Milzener Land offenbar wirkliche Interessengegensätze vor. Hier, wo ein Landgewinn auch wirtschaftlich lohnend ist, wo Bolesław der Tapfere auch in die Reichspolitik eingreifen kann, wo sich bei dichter Bevölkerung neben wirtschaftlichem Nutzen auch Stärkung der Kampfkraft einstellen kann, werden Ansprüche energisch erhoben, zeitweilig verwirklicht, wieder aufgegeben, aber auch durch die eigene Chronistik weitergegeben, während diese von den Auseinandersetzungen an der unteren Oder im 10. Jahrhundert gar nichts weiß.

II.

1) Wo gab es allgemeine deutsch-polnische Grenzprobleme?

Man fragt sich nun, wo, abgesehen von den Problemen Pommerns und Schlesiens, die hier bewußt ausgeklammert werden, weil sie ja im folgenden ausführlich behandelt werden sollen, die eigentlichen, die Gemüter der Zeitgenossen erregenden und beschäftigenden deutsch-polnischen Grenzprobleme des Mittelalters liegen. Die kleinen Auseinandersetzungen um Zantoch an der Warthe und Driesen an der Netze im 14. Jahrhundert und der Gewinn eines Stückchen Neumark zwischen Drage und Küddow vom Jahre 1368 aus dem Besitz Brandenburgs haben ja nur lokalen Charakter, ebenso wie der Gewinn des Fraustädter Ländchens durch Kasimir den Großen 1343 oder der Übergang der beiden schlesischen Fürstentümer Auschwitz und Zator an Polen (1457 bzw. 1494). Der Herrschaftswechsel ließ ja in allen diesen Fällen die bisherigen Zustände bestehen, vor allem in bezug auf Recht und Verwaltung, so daß schon deshalb kaum Probleme entstehen konnten. Dagegen scheint mir nun das Pommerellenproblem eine zentrale Bedeutung zu haben. Pommerellens Übergang an den Deutschen Orden im Jahre 1308, verbunden mit der Enttäuschung über den Vertrauensbruch, den der Orden gegenüber Łokietek begangen hatte, der vergebliche Krieg um die Wiedergewinnung mit der zwar nicht siegreichen, aber doch als großer Erfolg betrachteten Schlacht bei Płowce 1331, die beiden Prozesse vor dem Heiligen Stuhl mit den für Polen positiven, aber nicht ausgeführten Urteilen haben offenbar neben den Geschichtsschreibern auch die Zeitgenossen erregt und betroffen. Dabei läßt sich freilich nicht erkennen, daß das Argument des ungehinderten Zugangs zum Meer für Polen und der Besitz der Weichselmündung irgendwie eine Rolle gespielt haben, schon deshalb nicht, weil der Getreidehandel die Weichsel hinunter im 14. Jahrhundert weder aus Masowien noch gar aus Kleinpolen üblich war, und einen anderen bedeutenden Handel über See gab es für Polen noch gar nicht. Alle diese Überlegungen, daß ein mächtiges Staatsgebilde unbedingt einen Zugang zum Meer brauche und darum kämpfen müsse, gehören späteren Zeiten an und lassen sich außerdem durch Hinweise

[12] Einen Vergleich der deutschen, polnischen und russischen Ostbewegungen im Mittelalter versucht der Verfasser in der Herbert Ludat zum 70. Geburtstag am 17. April 1980 gewidmeten Festschrift wenigstens skizzenhaft durchzuführen. Da manche hier vertretenen Gedanken auch in diesem Beitrag ausführlicher behandelt werden, umgekehrt einiges hier Gesagte dort nur gestreift wird, ergänzen die beiden Beiträge einander.
S. G. Rhode: Die Ostbewegungen des deutschen, polnischen und russischen Volkes im Mittelalter. Versuch eines Vergleichs. In: Europa Slavica – Europa Orientalis, Festschrift für Herbert Ludat zum 70. Geburtstag, Giessener Abhandlungen Bd. 100, Berlin 1980, S. 178-204.

auf Gegenbeispiele wie Böhmen und Österreich-Ungarn leicht widerlegen. Entscheidend dürfte vielmehr für die Zeitgenossen das Gefühl des verletzten Rechts, des Übervorteiltseins, des Abscheus gegenüber zynischer, wenn auch effektvoller Machtausübung ins Gewicht gefallen sein.

Nur ist das Pommerellenproblem nicht mehr ein eigentliches deutsch-polnisches Grenzproblem im weiteren Sinne, sondern ein Problem Polen – Deutscher Orden, während das Deutsche Reich als solches dabei nicht in Erscheinung trat. Damit sind wir aber wieder beim Deutsch-Ordens-Thema, das zu häufig und zu intensiv als d a s deutsch-polnische Zentralthema des späten Mittelalters angesehen wird. Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe weiterer gemeinsamer Konferenzen, zwei Themenbereiche zu behandeln: Einmal die meist kaum bekannten Beziehungen Polens zur Reichsgewalt und zu den einzelnen deutschen Territorien im Spätmittelalter genauer zu untersuchen und darzustellen, außerdem aber zu klären, wie und warum das vom 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts so brisante, dann aber doch weitgehend in Vergessenheit geratene Ordensproblem etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder zu einem Hauptthema deutsch-polnischer wissenschaftlicher und in noch stärkerem Maße publizistischer Auseinandersetzung wurde und schließlich als das Zentralproblem deutsch-polnischer Nachbarschaft bzw. Feindschaft angesehen werden konnte. Gewiß haben dabei historische Romane auf beiden Seiten eine große Rolle gespielt, nicht nur Heinrich v. Treitschke einerseits und die polnischen Treitschke-Gegner andererseits, die aber genau genommen nichts anderes als sozusagen polnische Treitschkes mit umgekehrten Vorzeichen waren. Natürlich ist der Historiker und nach ihm der Publizist immer wieder Gefangener seiner Quellen, und da speziell der am leichtesten zugänglichen und einfach verwertbaren: der chronikalischen Erzählungen, die niemals tendenzfrei sein können. Diese sind aber für den Bereich des Deutschen Ordens reichlich, für andere spärlich oder gar nicht vorhanden, so daß es hier gilt, in mühseliger Einzelarbeit andere Quellen zum Sprechen zu bringen, die eben nicht von „Krieg und Kriegsgeschrei", sondern vom normalen Alltag an der Grenze berichten. Dieser Alltag tritt bisher gerade in der Historiographie deutsch-polnischen Verhältnisses viel zu wenig in Erscheinung und dringt deshalb nicht in das Geschichtsbewußtsein ein.

2) Ein Blick auf das Verhältnis von Staatsgrenzen und Kirchengrenzen.

Wie bei der Ostbewegung im allgemeinen ist auch hier der große zeitliche Vorsprung des Südostens in der Missionierung einerseits und der raschere Fortschritt der nordischen Mission deutlich, die den Seeweg nehmen kann. Bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts sind im norddeutschen Bereich das um 815 gegründete Hildesheim und das ihm um 820 folgende Halberstadt die am weitesten nach Osten vorgeschobenen Bistümer, denn Hamburg war nach seiner kurzen Bistumsperiode 831 bis 842 im 10. Jahrhundert kirchlich gesehen ja unbedeutend.

Erst Otto der Große verwirklicht ein missionarisches und kirchenpolitisches Programm, indem er gleich nach den drei Bistümern Schleswig, Ripen und Aarhus für die nordische Mission, die dem Erzbistum Hamburg-Bremen unterstellt wurden, am 1. 10. 948 das Bistum Brandenburg für das Hevellerland und die Ukrer und die Bistümer Havelberg für das Redarierland und Oldenburg i. H. für Wagrien und das Warnaberland gründete (946/48 bzw. 958/60.)

Es ist genügend bekannt, wieviel Schwierigkeiten und Widerstände rivalisierender Bischöfe, u. a. seines eigenen illegitimen Sohnes Wilhelm, Otto zu überwinden hatte, ehe der jahrelang betriebene Plan der Gründung des Erzbistums Magdeburg mit den drei neuen Bistümern Merseburg, Meißen und Zeitz und der Unterstellung von Havelberg und Brandenburg 967/968 endlich verwirklicht werden konnte. Im gleichen Jahr 968

wurde bekanntlich das Bistum Posen gegründet, um dessen Unterstellung unter Magdeburg bzw. Unabhängigkeit von diesem erst ein Streit der geistlichen Herren, dann ein Streit der Historiker tobte, bis Paul Kehr ihn 1920 zugunsten der ursprünglichen Unabhängigkeit Posens entschied.[13]

Wenn man von einem Programm der Kirchenpolitik in dieser Zeit sprechen kann, dann eigentlich nur bei dieser so schwierigen Gründung des Erzbistums Magdeburg, dessen Bistümer ja im wesentlichen den sechs Marken entsprachen, in die Otto im Juli 965 nach dem Tod Geros (20. 5. 965) dessen große Mark aufgeteilt hatte. Aber weder diese Markenorganisation noch die Bistumsorganisation war in irgendeiner Weise gegen den gerade ins Blickfeld des deutschen Königs getretenen jungen polnischen Staat Mieszkos I. gerichtet, im Gegenteil, er wurde ja durch die frühe Bistumsgründung in Posen in das Gesamtunternehmen integriert, und der Sprengel von Brandenburg reichte ausdrücklich nur ad flumen Odera und nicht darüber hinaus.[14]

Es ist doch, wenn man wieder den Blick über die deutsch-polnischen Beziehungen hinweg auf das allgemeine kirchenpolitische Geschehen richtet, höchst bemerkenswert, daß Böhmen, welches sich früher christianisiert hatte als Polen und sogar bei dessen Missionierung mitwirkte, erst fünf Jahre nach Polen, 973, in Prag sein erstes Bistum erhielt und dann fast vierhundert Jahre warten mußte, bis Prag Erzbistum wurde, und das nicht unter einem Přemysliden, sondern unter dem Luxemburger Karl IV! Dagegen erhalten das später christianisierte Polen und das noch von Otto I. so heftig bekämpfte Ungarn schon im Jahre 1000 ihre eigene Kirchenorganisation. Diese Bildung des Erzbistums Gnesen mit den Suffraganen Breslau, Krakau und dem alsbald wieder untergehenden Kolberg kann auch unter Außerachtlassung der damit verbundenen großen Pläne Ottos III. für die Herausbildung eines Staats- und Nationalbewußtseins in Polen gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, ebenso wie die gleichzeitige Gründung der Erzbistümer Gran und Kálocsa für die gleichen Erscheinungen in Ungarn. Die zusammenhaltende Kraft der kirchlichen Organisation und der Erzbischhöfe von Gnesen und Gran mit dem heraushebenden Titel des Primas bewährt sich in beiden Ländern in allen Zeiten innerer Zerrissenheit und äußerer Bedrohung, ohne daß der deutsche Episkopat noch hemmend eingewirkt hätte. Nicht zu übersehen ist dabei auch das Faktum, daß Bistumsgrenzen stets sehr viel stabiler sind als politische Grenzen, auch energischer verteidigt werden als diese und somit ältere Zustände widerspiegeln.

Daß das Bistum Breslau das ganze Mittelalter hindurch und darüber hinaus zur Kirchenprovinz Gnesen gehörte, Pommerellen auch nach 1308 aber nicht einem preußischen Bistum angegliedert wurde, sondern beim Bistum Włocławek verblieb, daß dagegen das pommersche Bistum Wollin-Kammin weder zu Gnesen noch zu Magdeburg geschlagen, sondern exemt wurde, sind eben nicht nur kirchenpolitische Fakten oder gar unwichtige Kuriositäten, sondern klare Anzeichen von Bindungen einer- und von Selbständigkeitsregungen andererseits. Gar zu oft laufen Kirchengeschichte und politische Geschichte heutzutage beziehungslos nebeneinander her, insbesondere dort, wo sich die Geschichtsschreibung bewußt und dezidiert säkularisiert hat. In Wirklichkeit lassen sich aber politische Entwicklungen ohne Heranziehung der kirchlichen Probleme nicht voll erfassen, nicht einmal im 20 Jahrhundert, und ganz gewiß nicht im Mittelalter!

Abschließend seien einige Grundgedanken und Anregungen herausgestellt:

Wenn hier versucht wurde, die Behandlung der deutsch-polnischen Grenzprobleme

[13] In seinem Beitrag: Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der christlichen Kirche in Polen. Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaft, Phil. Historische Klasse, 1920, Nr. 1

[14] S. das Gründungsdokument in MGH, DD O. I., Nr. 105, S. 189.

aus der bilateral isolierten Betrachtungsweise herauszulösen und größere Zusammenhänge und Parallelen wenigstens anzudeuten, dann konnte das natürlich nur kursorisch und an der Oberfläche geschehen, Zwar hängt im deutsch-polnischen Mittelalter nicht gerade alles mit allem zusammen, aber ebenso, wie die deutsche Ostbewegung nicht eine singuläre, nur Deutsche und Polen angehende Erscheinung ist, läßt sich das Problem Schlesiens nicht ohne Heranziehung Böhmens betrachten, das Problem Pommerns nicht ohne Berücksichtigung Dänemarks. Überall handelt es sich nicht lediglich um zwei Kräfte und Interessen, sondern um deren mehrere. Obwohl unsere Konferenzen die deutsch-polnischen Schulbuchgespräche zur Basis haben, sollte doch überlegt werden, wie man dort, wo es ohne große Schwierigkeiten möglich ist, aus der Bilateralität in die Multilateralität übergehen könnte. Das fatale Prestigedenken, das jeder Erkenntnis abträglich ist, ließe sich dann noch wirksamer abbauen.

Ebenso könnte dann die Hervorhebung des Rechts der nationalen Erstgeburt zurücktreten, die politisch verständliche, aber unwissenschaftliche Betonung des Immer-schon-hier-Gewesenseins, um es einmal ganz populär auszudrücken.

Es ist in diesem Zusammenhang erfreulich und ermutigend, daß die polnische Archäologie und Geschichtsschreibung sich von der These zu lösen beginnt, die Träger der Lausitzer Kultur seien Slawen und somit direkte Vorfahren der Polen gewesen, von einer These, die die tschechische Forschung seit langem nicht mehr vertritt. Umgekehrt ist in unserer Empfehlung Nr. 1 mit aller Entschiedenheit betont worden, daß die Ostgermanen keine Vorfahren der deutschen Stämme waren, und ebenso entschieden muß allen Thesen entgegengetreten werden, die in Abwandlung von Bretholzens Restgermanentheorie behaupten, die Sclavi der deutschen Quellen seien keine Slawen, sondern heidnische Germanen, die Wenden der Quellen auch keine Slawen, sondern Nachkommen der Vandalen gewesen, mit der ebenso simplen wie törichten Gleichsetzung Wendi-Vandali! Man kann das, was leider in Nachfolge des Volkskundlers Walter Steller noch oft verbreitet wird, nur mit aller Deutlichkeit als Scharlatanerie bezeichnen.

Aber ebenso wie die Ostgermanen nicht zu den Ahnen der Deutschen gehören, sind die Wilzen, Obotriten, Sorben, Pomoranen keine Vorfahren der Polen des 19. und 20. Jahrhunderts gewesen. Dagegen wird es wenige Deutsche in Mecklenburg geben, die nicht obotritische Vorfahren haben, wenige Brandenburger ohne hevellische, redarische, ukrische Vorfahren, wenige Pommern ohne pomoranische Ahnen usw. Sie alle können bei der Behandlung der slawischen Vergangenheit mit gutem Recht sagen: tua res agitur. Die sprachliche Verwandtschaft spielt demgegenüber doch eine geringe Rolle, und führt ja in anderen Bereichen auch nicht zu einem Vertretungsrecht, denken wir nur an die französischsprachige Schweiz oder das französischsprachige Wallonien! Zu welchen Auswüchsen das führen kann, hat ja schon vor über 60 Jahren das Beispiel des russischen Siedlungshistorikers Jegorov mit seiner „Kolonisation Mecklenburgs" aus dem Jahre 1915 gezeigt, der ebenso wie die Restgermanentheoretiker eine Kolonisation leugnete, nur eben mit umgekehrten Vorzeichen.

Auch könnte man sich bei multilateraler Betrachtung von der irrigen Vorstellung lösen, Lehnsabhängigkeiten des Mittelalters seien etwas besonders Ehrenrühriges für den Lehnsnehmer und etwas Rühmenswertes für den Lehnsherren. Das konnte wohl so sein, mußte es aber durchaus nicht, und einzelnen Beispielen, in denen die Lehnsabhängigkeit und ihre Wiederherstellung als drückend empfunden wurde, wie bei Bolesław IV. von Polen gegenüber Friedrich Barbarossa 1157, lassen sich doch weit mehr Beispiele freiwilligen Übergangs in das Lehnsverhältnis gegenüberstellen, gerade bei den schlesischen Piasten, denn jedes derartige Verhältnis ist doch zweiseitig und bedeutet nicht nur Schutz durch den Lehnsherren, sondern auch und vor allem die gesellschaftliche Gleichstellung, die Möglichkeit des conubiums, der Verschwägerung.

Allzu lange ist in der deutsch-polnischen Historiographie das Bestehen von Lehnsverhältnissen oder von lehnsähnlichen Verhältnissen auf der einen Seite mit Nachdruck und Stolz betont, auf der anderen Seite ganz abgestritten oder nur für kurze Zeiträume zugegeben worden, so energisch, als ob sich daraus irgendwelche Konsequenzen für die Gegenwart ergäben, die es doch tatsächlich nicht gibt. Es wäre gut, wenn auch diese Konferenz zu einer sachlicheren, weil umfassenderen Betrachtung und zu einer Lösung von Betrachtungsweisen beitragen könnte, die viel mit nationalem Prestigedenken zu tun hat, aber nur wenig mit nüchterner wissenschaftlicher Erkenntnis!